

# Das Deutsche im alltäglichen Leben. Zur Bedeutung regionaler Differenzen im heutigen standardnahen Deutsch

Ludwig M. Eichinger

*Institut für Deutsche Sprache, Mannheim*

## 1. Traditionelle Unterschiede

Die Erforschung des gesprochenen Deutsch begann im 19. Jahrhundert mit der Arbeit der Dialektologen; dabei zeigte sich, dass das Deutsche sich in struktureller wie in soziolinguistischer Sicht in drei große Räume untergliedern lässt: im Norden das Gebiet, in dem das Niederdeutsche den dialektalen Boden bildet, einen Boden allerdings, der schon seit Jahrhunderten dem dominanten Hochdeutschen nachgegeben hat, zu dem keine direkte Verbindung führt, und das als die Sprache der Macht immer weitere Räume besetzt hat. Im Süden die oberdeutschen Mundarten, die in paradigmatischer Weise Eigenentwicklungen des gesprochenen innerhalb des Rahmens des Hochdeutschen repräsentieren. Im Lautsystem heißt das, dass das Konsonantensystem so hochdeutsch wie möglich ausfällt, während der Vokalismus deutlich ausdifferenzierte Unterschiede zwischen Westen und Osten aufweist, die zudem nicht dem hochdeutschen Kompromiss entsprechen. Da die sprechsprachliche Tradition auf dieser Basis über Jahrhunderte hin ungebrochen galt, kann ihre Realisierung sich in verschiedenen Abstufungen zwischen dem lokalen und dem überregionalen Ende bewegen. In jeglicher Hinsicht in der Mitte zwischen diesen beiden Räumen und Konstellationen liegt das Mitteldeutsche. Im Vokalismus der auffälligsten Merkmale etwa im Diphthongbereich entledigt und mit einem gemäßigt hochdeutschen Konsonantensystem nicht weit entfernt von dem schriftsprachlichen Kompromiss des sich durchsetzenden Hochdeutschen, wird Dialektalität früh mit Ländlichkeit – und geringerer Bildung – assoziiert, und bis heute spielt die Städtlichkeit-Ländlichkeit-Opposition eine Rolle.

Es ist sicher kein Zufall, dass die Dialektologie ihren großen Aufschwung nahm, als Standardorientierung in der Bildungsschicht und umgangssprach-

liche Ausgleichstendenzen mit Industrialisierung und Verstädterung auf den Weg gebracht worden waren. Aus der schwierigen Beziehung zwischen der als natürlich angesehenen sprachräumlichen Gliederung und der als entwicklungsadäquat betrachteten Verbreitung einer Nationalsprache auf der einen und den entstehenden auf Synchronisierung der Verständigung bedachten Verwendungen auf der anderen Seite ergibt sich eine vorwiegend negative Beurteilung neuer Regionalsprachen. So kann man zum Beispiel das Ruhrgebietsdeutsche vom strukturellen Verhältnis zur offiziellen Form der Nationalsprache her wie von der Funktion als Nähesprache her eigentlich durchaus als einen Dialekt bezeichnen, mit Maßen auch als einen Dialekt des Deutschen, und so entwickeln sich in den in diesem Zeitraum ungehemmt wachsenden Städten je nach der angedeuteten sprachlichen Umgebung seien es Stadtdialekte, seien es Umgangssprachen, wenn man diesen in unglücklicher aber unvermeidlicher Weise doppelt besetzten Terminus hier als eine übergreifende Benennung für jene Zone für die interaktiv ausgehandelt und zu einer gewissen Konventionalität gekommenen Äußerungsformen nimmt. Die üblichen Darstellungen der Dialektverteilung sind von einem Zeitgeist geprägt, der die Natürlichkeit des Ländlichen gerade vor dem Hintergrund der langsam dominierenden so anderen Stadtwelt, gemeinsam mit der ebenfalls als natürlich angesehenen ethnischen und nationalen Bedeutung der gleichen Sprache zur ideologischen Fundierung der zentraleuropäischen nationalstaatlichen Welt nutzt. So gesehen, legen Karten wie (1) (nach Wiesinger 2000) einerseits einen sozialen Schnitt durch die Sprachlandschaft, der, wie gezeigt, je nach Raum eine unterschiedliche und in verschiedener Weise die gesellschaftliche Interaktion prägende Schicht betrifft, und zudem vielleicht nicht nur die Übergangsbereiche zu anderen Dialekten, sondern zum Beispiel auch zu neuen regionalen und Stadtsprachformen darstellen sollte. Nicht als eine Art rückwirkender Kritik, vielmehr muss einem nur klar sein, dass diese Darstellungen unausgesprochen die Assoziation mit sich bringen, die jeweiligen Umgangssprachen – im anderen Sinne – zu dokumentieren.

Was daran wahr ist – selbst wenn man die Verhältnisse in Österreich und der Schweiz einstweilen der Einfachheit halber beiseitelässt – ist, dass bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein die regionale Gebundenheit des Sprechens groß war, und dass sich auch sprachliche Auto- und Heterostereotype mit dieser Unterteilung verbinden. Dabei ist es aus analytischen Gründen nicht gerade günstig, dass das volkslinguistische Beschreibungsinventar für die zu beobachtenden sprachlichen Unterschiede, allenfalls die soziolinguistischen, aber kaum die strukturellen Verhältnisse zu beleuchten in der Lage sind. Wenn man nur „Hochsprache“ und „Dialekt“ kennt, wird man der sich ausdifferenzierenden Sprachwirklichkeit spätestens seit der Mitte des zwan-

zigsten Jahrhunderts nicht mehr gerecht. Bis in die 1930er Jahre hin kann man, wenn man so will, einen ungebrochenen Zug zur Vereinheitlichung feststellen, der auf eine Beförderung des standardnahen Sprechens hinausläuft, wie es sich denn in den Städten und der städtischen Öffentlichkeit der 20er und 30er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts findet. Zwei Phänomene halten den Tatbestand unter der Oberfläche, dass mediale Mündlichkeit, auch wenn sie ganz deutlich auf struktureller Schriftlichkeit basiert, in der veränderten Modalität immer einen Grad an Variation einbringt, der so nicht vorgesehen ist. Es ist das zum einen die unbestrittene Orientierung an der bildungsbürgerlichen Tradition, zum anderen die allmählich erst beginnende Gewöhnung an Medien des Sprechens, wie den Rundfunk. Erst seine weitere Verbreitung verändert die Wahrnehmung gesprochener Sprache entscheidend. Gesprochene standardnahe Formen kommen so in Gegenden und Bevölkerungsteile, bei denen das sonst auf keinen Fall möglich gewesen wäre. In eine entsprechende Richtung weist die Entwicklung des Tonfilms, beide Medien nahmen in den 30er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts einen rasanten Aufschwung, auch weil sie politisch gefördert wurden. Die Bevölkerungsverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg taten ein Übriges dazu, die alten Sprachlandschaften zu verwirren. Und letztlich brachte die Durchsetzung des Fernsehens seit Ende der 50er Jahre eine größere Vielfalt an sprachlichen Möglichkeiten in mehr und mehr Haushalte. Das steigerte sich mit der zunehmenden Vielfalt der Medienwelt seit den 1980er Jahren. Auf der anderen Seite hatte diese Entwicklung zur Folge, dass sich immer größere Teile der Bevölkerung an standardnahe Sprechweisen gewöhnten und sie, auf jeden Fall in einigermassen öffentlichen Situationen, auch in immer höherem Ausmaß verwendeten.

## 2. Modernisierung und Ausgleich

### 2.1 Asymmetrische Regionalität als Alltäglichkeit

#### 2.1.1 Lautliches

Diese Veränderungen spiegeln sich allmählich auch in einer veränderten Praxis und einer veränderten Einschätzung der Kategorie Regionalität, die, wie gesagt, im Deutschen mit seiner plurizentrischen Sprachlandschaft eine größere Rolle spielt als in den durchwegs stärker monozentrisch akzentuierten Nachbarsprachen. Die angedeuteten Ausgleichstendenzen, die zudem im neunzehnten Jahrhundert mit der Stabilisierung des deutschen Nationalstaats

einhergingen, führten dazu, dass sich alltags sprachliche Formen entwickelten, die einem eher norddeutschen und einem eher süddeutschen Typus zugehörten. Wegen der insgesamt höheren Schriftorientierung des Nordens und des strukturellen Bruches hin zu den ohnehin weithin geschwundenen örtlichen Dialekten gelten dabei nördliche Varianten eher als standardnah als süddeutsche Formen, die schneller auf Merkmale einer dialektalen Differenzierung verweisen, und so als deutlicher regional wahrgenommen werden. So beschreibt etwa auch noch die letzte Duden-Grammatik (2005: 57) die Varianten der Länge/Kürze bzw. Gespanntheit/Nicht-Gespanntheit folgendermaßen. Nach einem allgemeinen Satz

- 1) „In der Umgangslautung werden vielfach gespannte Vokale der Standardlautung durch ungespannte ersetzt.“

werden zwei Fallgruppen genannt. Zum einen bestimmte Einsilbler vom Typ *Glas* (mit den Aussprachen [gla:s] bzw. [glas]) oder *Zug* (mit [tsu:k] bzw. [tsuk]), und für diesen Zweck mag dieses Beispiel genügen. Kombiniert mit den Vorgaben zur Spirantisierung des [g] – im Stamm- und gleichzeitig Silbenauslaut werde es „in der Umgangslautung häufig (und wieder besonders im Norden) spirantisiert und entstimmt zu [ç] und [x]“ (S. 58). Solcherart entstehen Formen wie [tsuç], die trotz dezidiert norddeutschen Klangs als generelles Umgangsdeutsch wahrgenommen werden, während dezidiert Süddeutsches eher als kleinregional wahrgenommen, bzw. bei generellerer Akzeptanz nicht mehr in seinem ursprünglichen regionalen Bezug wahrgenommen wird – etwa die Verschlusslautaussprache von [-ig]. Dazu der Duden (a.a.O.)<sup>1</sup>

- 2) „Umgekehrt unterbleibt die Spirantisierung des [g] in der Umgangslautung gelegentlich dort, wo sie standardsprachlich vollzogen wird, besonders im Auslaut des Suffixes -ig“.

Laut den Befragungen, die Stephan Elspaß dazu durchgeführt hat, sieht die Verteilung derzeit so aus: Erkennbar wird auch im norddeutschen Kerngebiet der Spirantisierung die südliche Verschlusslautvariante als eine „normale“ Möglichkeit gängiger, die hier regelgerechte Spirantisierung gerät also auch tendenziell unter Regionalisierungsverdacht, da sie eben auch in vielen anderen Fällen eintritt, in denen sie nicht als regelgerecht gelten kann. In der Mitte

---

1 Dass dabei zudem die unterschiedlichen Techniken zur Realisierung des Phänomens, das man gemeinhin Auslautverhärtung nennt, nicht einmal kommentiert werden, sei nur nebenher angemerkt. Logischerweise nutzen Systeme mit Stimmhaftigkeitsmarkierung hier andere Mittel als welche, die mit Druckstärkeunterschieden bzw. Silbenschnitttechniken arbeiten.

des Sprachgebiets hat die Verschlusslautform deswegen weniger Chancen, weil hier die regionalen Koronarisierungseffekte dazuwischenkommen, vgl. Karte 2.

Abgesehen von den politisch-historischen Gründen bei der Durchsetzung der deutschen Standardisierung spricht für die norddeutsche Variante der Tatbestand, dass es offenbar wenige und dann großräumige Merkmale sind, die Alltagssprachlichkeit signalisieren. Werner Besch meint, man komme mit etwa zehn Merkmalen aus, um sich neutral norddeutsch alltagssprachlich darzustellen:

- 3) „k statt ch in ik, bisken; t statt s in det, wat; u statt au in uf, druf; i statt ei in rin (herein). Mittelhochdeutsch ei und ou > lang e und lang o: keen (kein), boom (Baum); Rundung von i zu ü in bürne (Birne), füsç (Fisch); p für pf in kop (Kopf), apel (Apfel) [...] schließlich j für g im Anlaut und Inlaut“ (Besch 2001: 420/21).

Dazu kämen, mit einer gewissen internen Variation:

- 4) „Aussprache e für langes ä in Medchen, Hefen (Häfen) etc.; Aussprache von ei, au, eu jeweils mit längerem Ton auf dem ersten Vokal; kurzer Vokal in Rad, Bad, Glas; ch statt g im freien und gedeckten Auslaut: mach (mag), fliecht (fliegt) etc.; f statt pf im Anlaut: fosten (Pfosten), fanne (Pfanne) etc.; zudem Tendenz zu dingk statt Ding etc. und zum Konsonantenschwund im Auslaut: sin (sind), do (doch), ma (mal)“ (Besch 2001: 421).

Wie immer das im Einzelnen genau sein mag, entsprechende lautliche Merkmale mit süddeutschem Einschlag werden viel mehr als regional wahrgenommen, da sie weitaus direkter auf diskrete Räume bezogen werden.

- 5) „Beibehaltung der mittelhochdeutschen Diphthonge ie, uo, üe, also liøb (lieb), guæt (gut), miøse (müssen) etc.; Vokalsenkung vor Nasalverbindung: fendø (finden) [...]“ (Besch 2001: 421)

Allerdings gibt es dann durchaus auch Varianten des Südens, die mehr oder weniger in die Variation des Standards aufgenommen wurden. Dazu gehören vermutlich das System der „Nicht-Stimmhaftigkeit“ im Konsonantensystem, aber auch als ein vergleichsweise auffälliges Beispiel die [ɪk]-Aussprache des <-ig> im Wort- und Silbenauslaut. Für die Asymmetrie der Wahrnehmung dieser Verschiedenheiten kann allerdings auch die Darstellung dieses Phänomens in der Duden-Grammatik, wie es oben in (2) zitiert wurde, herangezogen werden.

Was man jedenfalls sehen kann, ist, dass Alltäglichkeit schon länger zwar nicht mehr mit traditioneller Regiolektalität verbunden ist, aber doch mit

Merkmale einer großräumigeren nördlichen und im Prinzip kleinräumigeren südlichen regionalen Charakteristik.

### 2.1.2 Grammatisches

Kritischer ist die Frage, ob es entsprechende einigermaßen neutrale, d. h. eigentlich nur Alltäglichkeit signalisierende Merkmale gebe, im engeren Bereich der Grammatik. Das kommt sicherlich nicht nur daher, dass aus irgendeinem Grund die eigentliche grammatische Information als stabiler anzusehen wäre, sondern dass in weit größerem Ausmaß unklar ist, was als unmarkierte grammatische Erscheinungen gesprochener Sprache anzusehen wäre, so dass man sich im Wesentlichen mit den Annahmen zur geschriebenen Sprache als Folie der Bewertung behilft, was gerade in den kritischen Fällen kaum bei der Entscheidung nach „Systemgerechtigkeit“ hilfreich sein kann. Noch dazu ist es so, dass hier häufig eine Gebrauchsdifferenzierung zu treffen ist, von der nicht mehr unstrittig wäre, ob sie noch dem Bereich der Grammatik oder dem Bereich von text- oder situationsspezifischen Präferenzen oder gar stilistischer Optionen zugehören. Das gilt in Sonderheit bei Erscheinungen, die dezidiert dem Dekodierungstyp des Hörens und der linearen Strukturverfertigung in Echtzeit angepasst sind. So erklären sich einige Klassiker der Diskussion, wie etwa verschiedene Formen der „*tun-Periphrase*“. Wenngleich einige Verwendungen als durchaus standardgemäße Hervorhebungstechniken gesprochener Sprache verstanden werden, sind andere deutlich regional bzw. als Substandardformen gekennzeichnet. Vgl. dazu die Ergebnisse, die Elspaß (2003 ff.) für entsprechende Konjunktive ermittelt (Karte 3).

Und das gilt, wiewohl auch diese Konstruktionen dazu genutzt werden, die Informationsverteilung in deutschen Sätzen in einer Weise zu organisieren, wie das die zweiteiligen Prädikate ohnehin auch tun. In dieser Hinsicht sind sich die folgenden beiden Beispiele völlig gleich:

- 6) Aber wirklich kochen kann ich nicht. (O94/MAR.27948 Neue Kronen-Zeitung, 27.03.1994, S. 60).
- 7) Sinnlich bin ich auch und kochen tue ich gerne und gut. (A00/MAR.22669 St. Galler Tagblatt, 25.03.2000; «Bin schon etwas aufgeregt»).

Dieser finite Platzhalter ohne zusätzliche Modalitätskennzeichnung ist offenbar nur akzeptabel, wenn die finite Form des Vollverbs aus strukturellen Gründen – hier: Versetzung ins Vorfeld – keinen seiner normalerweise vorgesehenen Plätze einnehmen kann.

- 8) Essen kochen und Wäsche waschen war für ihn kein Problem, das tat er schon als wir noch klein waren und unsere Mutter als Köchin arbeitete. (DIV/IRR.00001 Ripperger, Irene: Rückblicke. Von der Seele geschrieben. – Föritz: Amicus, 2005, S. 284).

In allen anderen Fällen gelten entsprechende Formulierungen als relativ stark markiert, wie das folgende Ruhrgebiets-Beispiel aus Besch (2001) belegt:

- 9) Ich find das ja nu irgendwie taktlos, dass man den mitten (mit einem) Ungeheuer vergleichen tut.<sup>2</sup>

Das gilt aber auch für Fälle, in denen bei Hauptsatzwortstellung lediglich eine Rechtsorientierung des rhematischen Vollverbs erreicht werden soll wie in dem folgenden sprech- und kindersprachlichen Beispiel:

- 10) GEORG: [...] Meine Mama tut gern gatschen. So im Gatsch herum. Sie tut gern kochen. (K99/FEB.15415 Kleine Zeitung, 28.02.1999; Unbenannter Artikel)

Man muss allerdings sehen, dass die relative Neutralität von Archiverben wie *tun*, aber auch *machen*, gerne zur Bildung entsprechender Partikelverben genutzt werden (*rumtun*, *sich abtun*, *rummachen*, *abmachen* usw.). Das passt insgesamt dazu, dass in grammatikalisierender oder lexikalisierender Funktion Konstruktionen versucht werden, die hauptsächlich dazu dienen, Thematisierungs- und Rhematisierungsoptionen zu eröffnen.

- 11) „Wir machen schon eine Weile damit rum“, informierte Bürgermeister Esche während der jüngsten Gemeinderatssitzung. (M05/APR.35271 Mannheimer Morgen, 30.04.2005, Ressort: Rhein-Neckar; Noch fehlt der Markt-Betreiber)

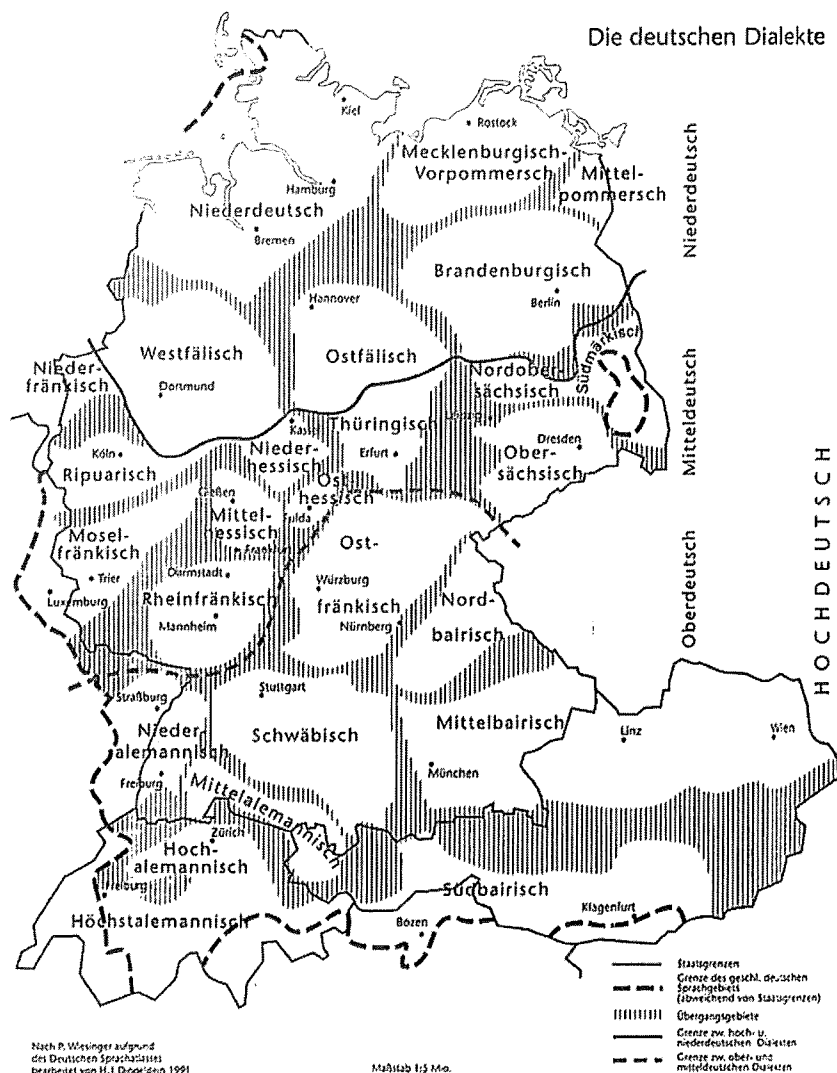
Ähnliches ließe sich auch sagen für die Geltung von Phänomenen wie der Setzung von Pronominaladverbien<sup>3</sup> oder Ansätzen zur Grammatikalisierung verbaler Fügungen.<sup>4</sup>

2 Mit Bezug auf den Fußballspieler Horst Hrubesch (ursprünglich Essen, zuletzt Hamburg), der diesen Beinamen trug.

3 Zwischen preposition stranding und doppelter Setzung des pronominalen Teils.

4 Neben den behandelten „*tun*“-Periphrasen wäre an Erscheinungen wie die „*sein-am*“-Verlaufsformen oder die Dativ-Passive zu denken.

## Die deutschen Dialekte

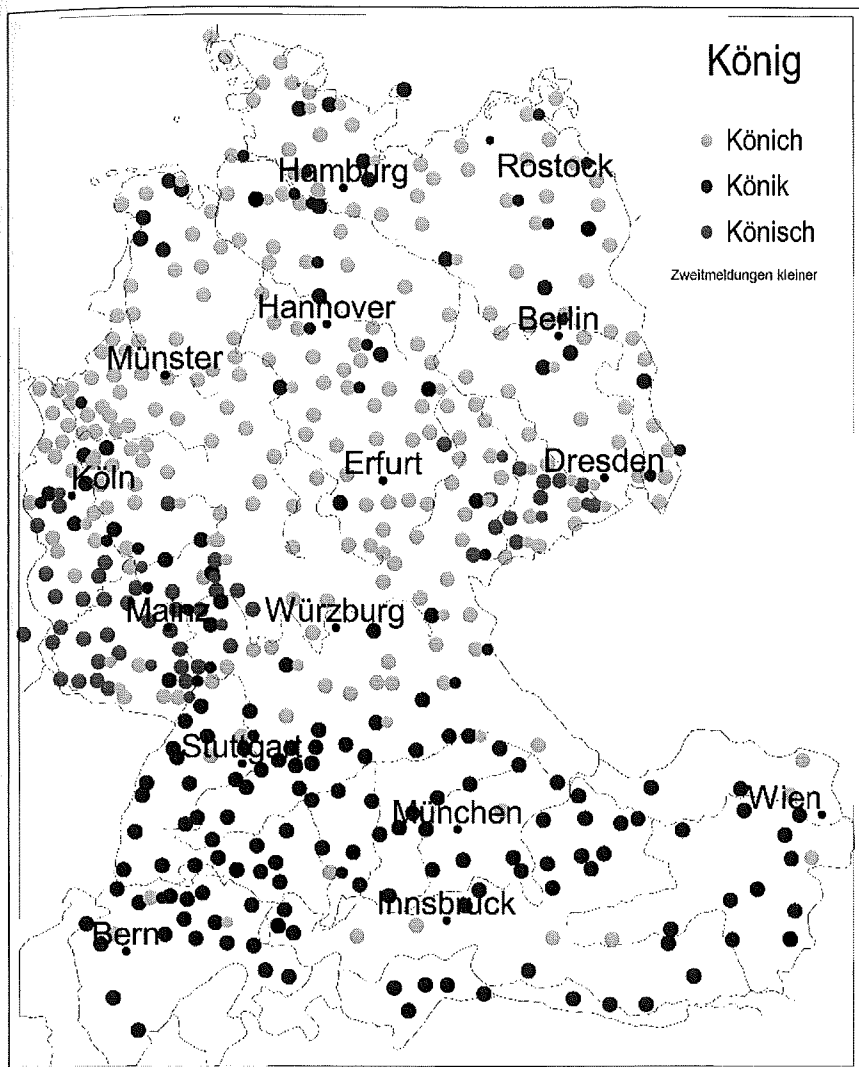


Nach P. Wessinger aufgrund  
des Deutschen Sprachatlases  
bearbeitet von H.-J. Dingsden 1991

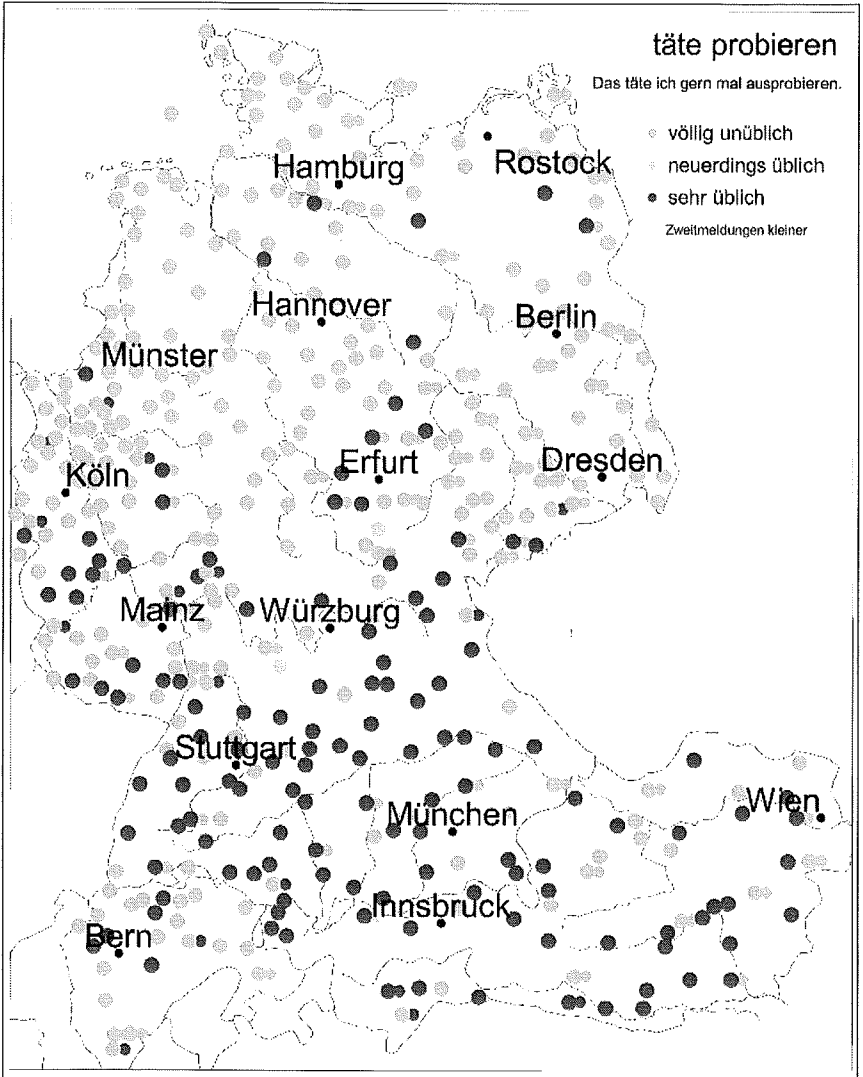
Maßstab 1:5 Mio.

Karte 1: Die deutschen Dialekte

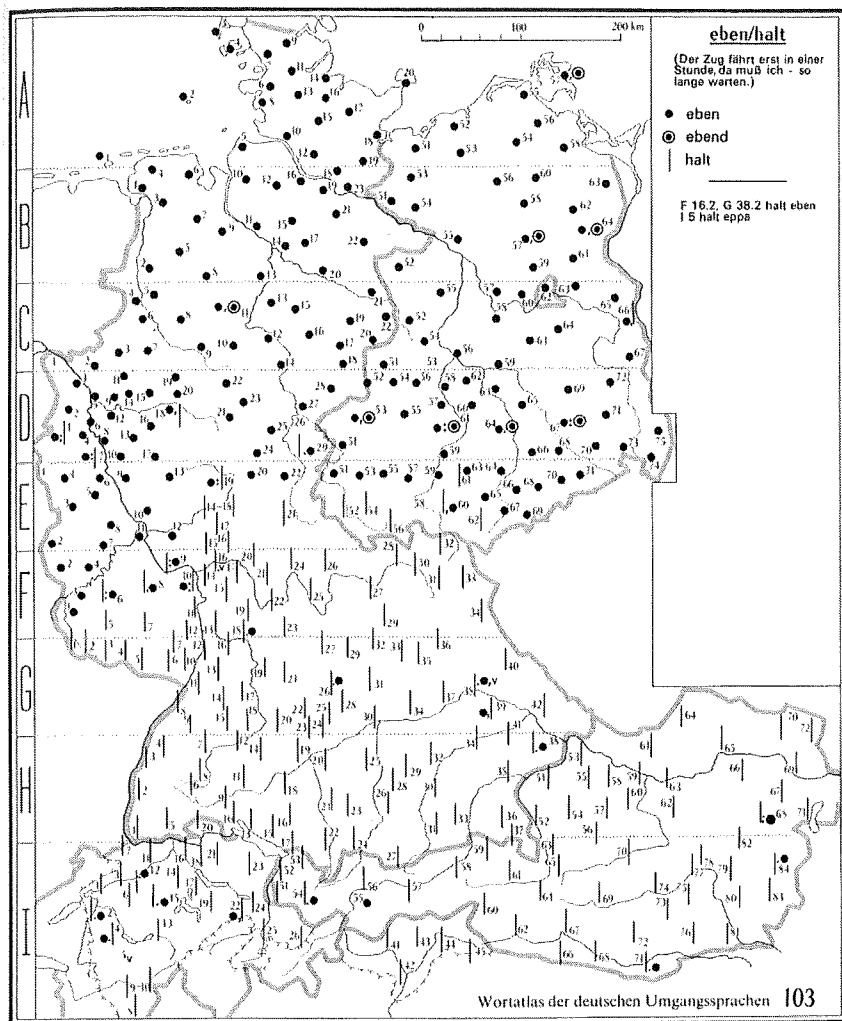




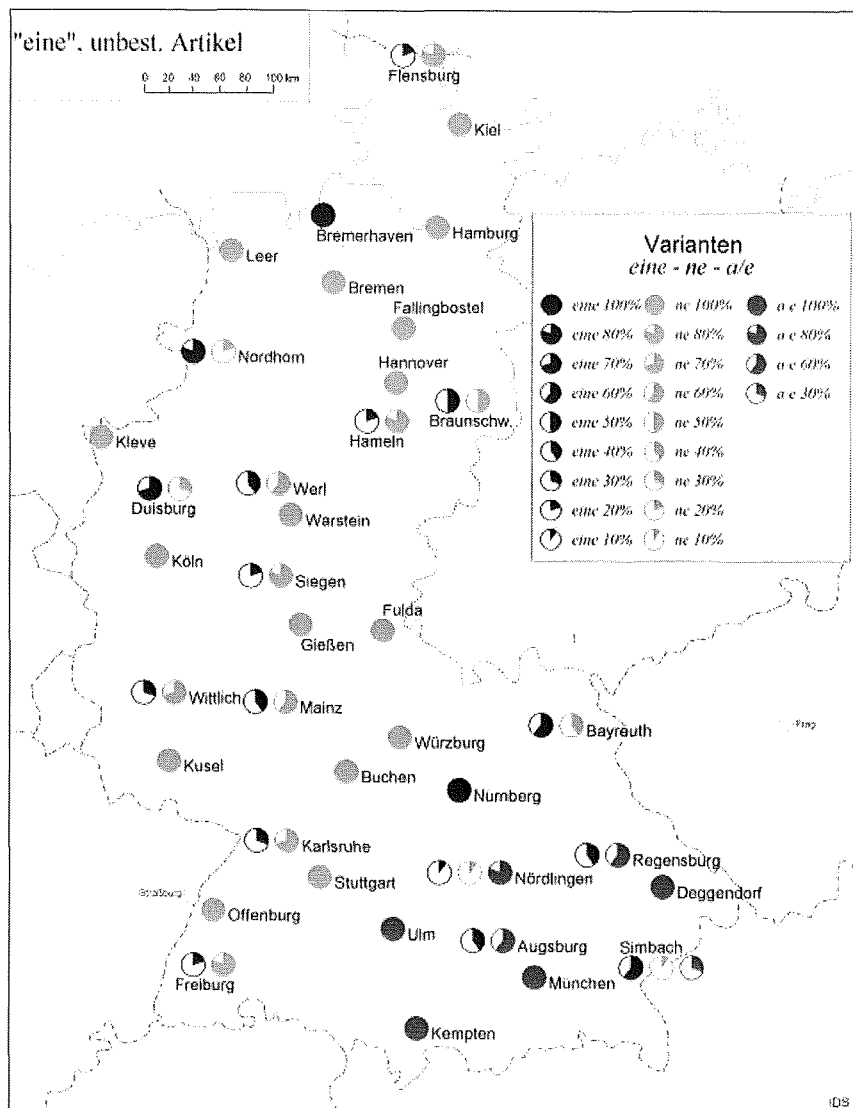
Karte 2: „König“



Karte 3: „Das täte ich gern mal ausprobieren“



Karte 4: Eben/halt

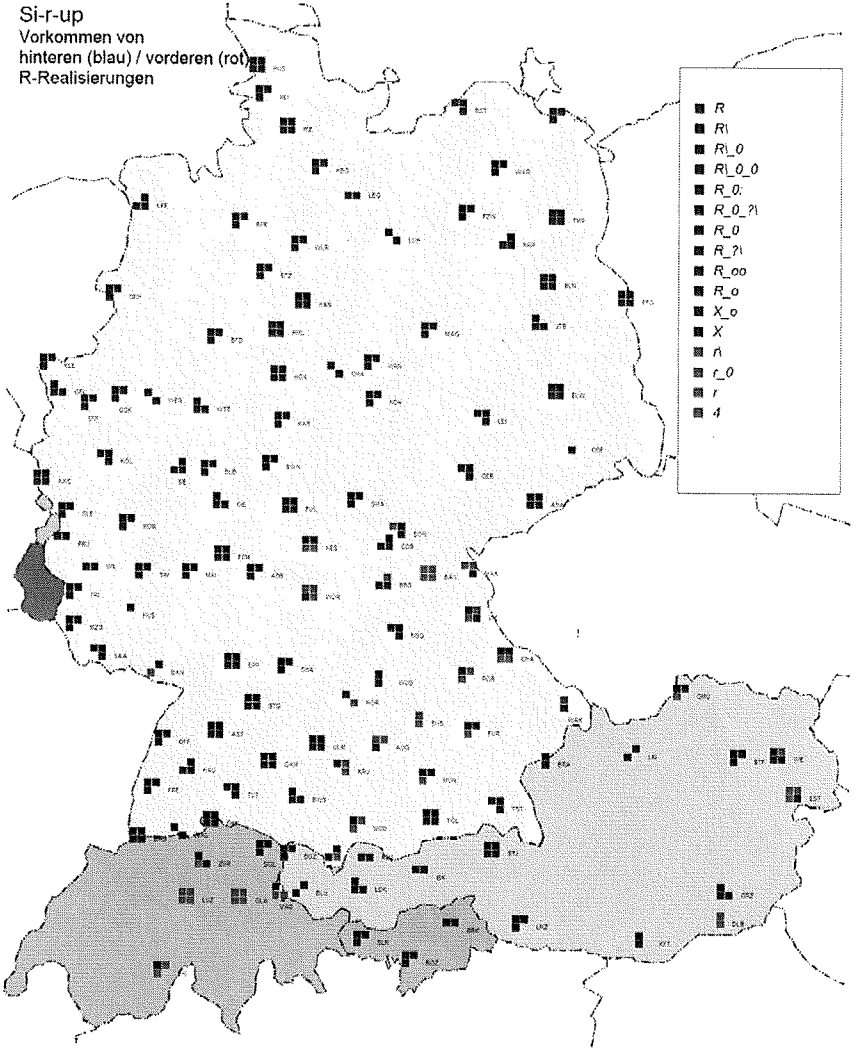


Karte 5: „Eine“, unbestimmter Artikel



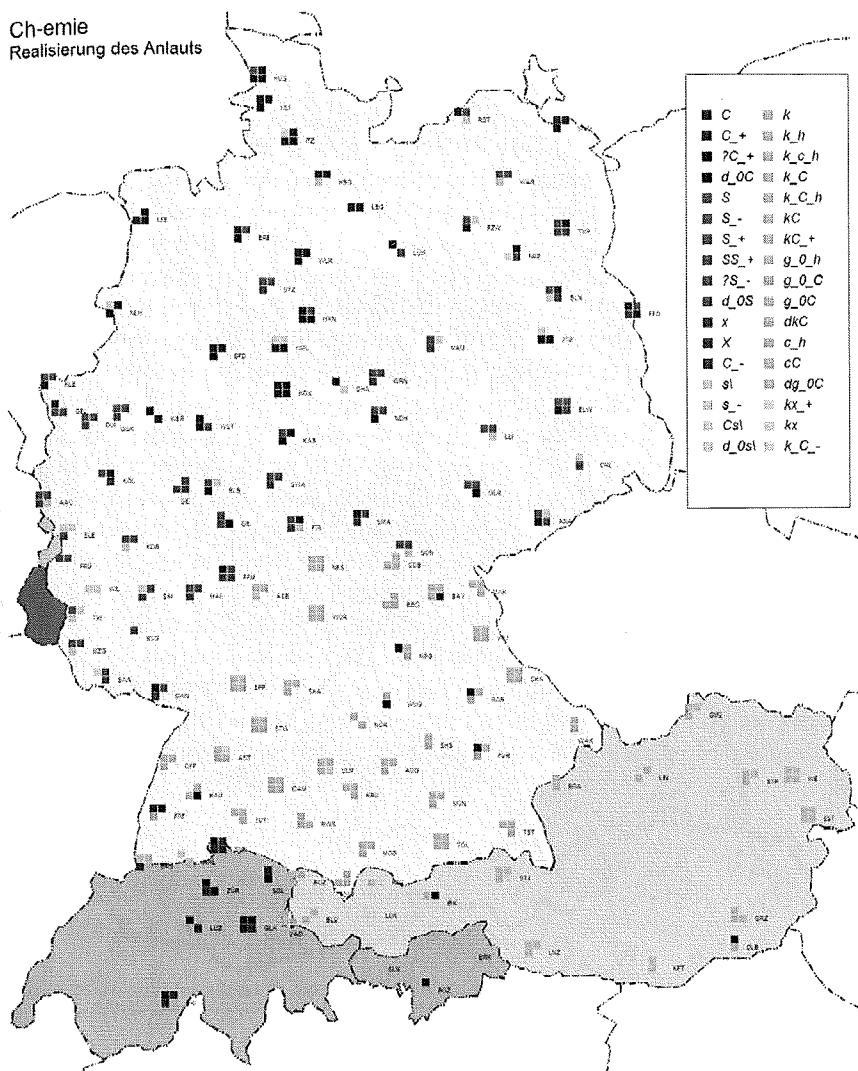
## Si-r-up

Vorkommen von  
hinteren (blau) / vorderen (rot)  
R-Realisierungen

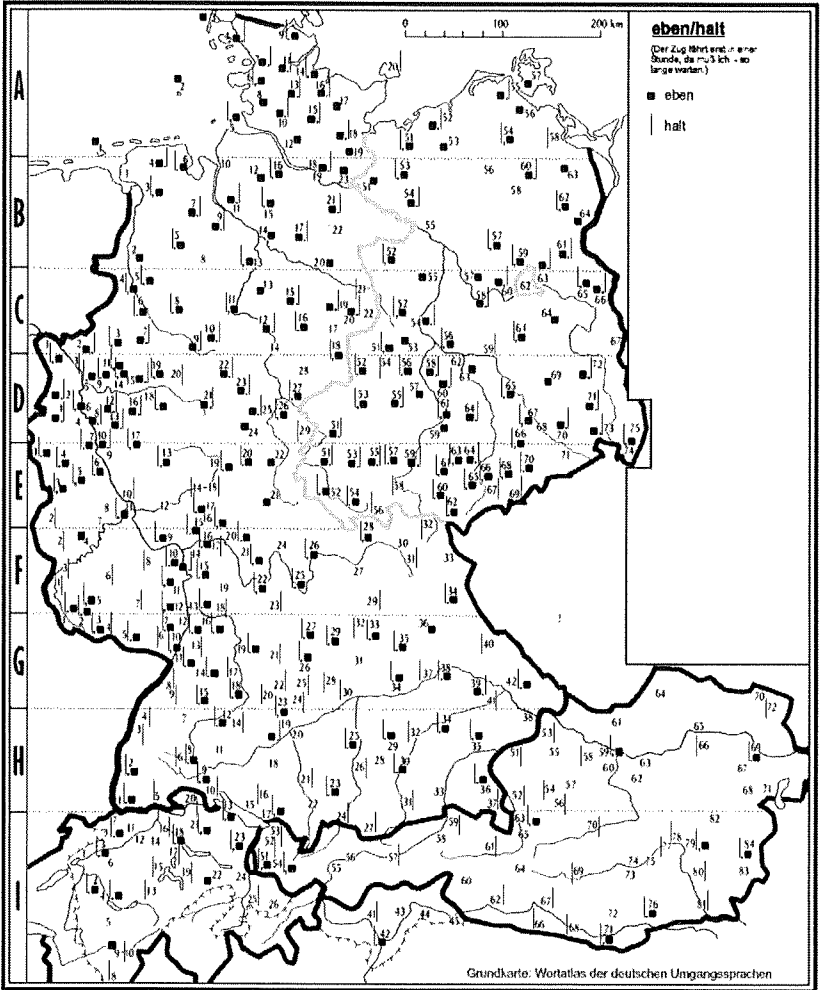


Karte 7: Sirup

Chemie  
Realisierung des Anlauts



Karte 8: Chemie



Karte 9: Eben/halt



### 2.1.3 Lexikalisch-Pragmatisches

Es ist aufgrund dessen, was zur Grammatik gesagt wurde, logisch, dass gerade Elemente, die besonders typisch für die gesprochene Alltagssprache sind, ebenfalls deutlich einerseits dieses Merkmal und dann ihre regionale Bindung zeigen. Das betrifft in exemplarischer Weise verschiedene Arten von Partikeln. Vergleichsweise gut untersucht ist in diesem Zusammenhang das Beispiel des Paares *eben* und *halt*.

Im Wortatlas der deutschen Umgangssprachen findet sich auch entsprechend das Bild einer deutlichen regionalen Verteilung, *eben* und seine häufige Form *ebent* finden sich im Norden und den städtischen Teilen der Mitte des deutschen Sprachgebiets, im Süden und den eher ländlichen Teile der Mitte gilt *halt*, wenn man die „Faktizität, Unabänderlichkeit“ (Duden 2005: 600) betonen will.<sup>5</sup> In den Überlegungen, die es zur Verwendung dieser Partikel gibt, wird zudem die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen pragmatischen Normsystemen, unterschiedlichen Mustern des Ausagierens von Höflichkeit betont. Das spiegelt sich auch in den Ausführungen der Duden-Grammatik, die neben den gerade zitierten Hinweisen zum „Wenn-man-so-will-Hegelianischen“ dieser Partikel eine gewisse Nachgiebigkeit in dieser Hinsicht betont und davon spricht, es gehe zudem um Plausibilität bzw. auch Resignation, letztes ausdrücklich mit Bezug auf *halt*.<sup>6</sup> Das passt gut zu der Charakteristik in Schlieben-Lange (1979), wo die Beschreibung eines möglichen inoffensiven Interaktionsendes mit der abschließenden und als Begründung hinreichenden Fügung *halt so* als ein Merkmal südlicher Höflichkeit beschrieben wird, vgl. Karte 4.

## 2.2 Entregionalisierung

### 2.1.1 Mögliche Bedingungen

Allerdings gibt es nun in den letzten Jahrzehnten eine Entwicklung, die auch dieses Bild deutlich verändert. Es scheint, dass eine weitere Entwicklung Raum gegriffen hat, die das gerade geschilderte Bild inzwischen als den Sprachgebrauch einer eher älteren Bevölkerungsschicht erscheinen lässt.

5 Vgl. z.B. auch Duplâtre (1986: 85): »Nous serions donc enclin, dans telles conditions, à admettre ce dimorphisme régional«.

6 Dass zum Gebrauch von *eben* gar nichts gesagt wird, außer implizit, indem die Partikel *halt* dezidiert der gesprochenen Sprache zugeteilt wird, zeugt ebenfalls von der Asymmetrie, von der in diesem Kapitel des vorliegenden Beitrags insgesamt die Rede ist.

Erkennbar ist ja, dass sich unter deutlich veränderten gesellschaftlichen und medialen Verhältnissen eine grundlegende Verschiebung diasystematischer Variation und ihrer normativen Einschätzung ergeben hat. Die angesprochene Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ist nicht lediglich so zu verstehen, dass sich die Zeiten (halt?) immer änderten, vielmehr beobachten wir eine neue Zuordnung von Subsystemen, die vor allem die Kultursoziologie zu verschiedenartigen Klassifizierungen veranlasst hat. Wie immer sie soziologisch genau gefasst werden sollten, sie reflektieren jedenfalls den Tatbestand, dass natürliche und alltägliche Interaktion anders abläuft als früher. Die Zahl möglicher Ligaturen wächst, und die traditionellen Bindungen sind lediglich Bindungen unter anderem – so weit sie überhaupt überlebt haben. Was heißt das? Das Spezialistentum in verschiedensten Bereichen hat sich weit und differenziert verbreitet und führt dazu, dass sich im solcherart modernisierten Individuum eine ganze Reihe von mehr oder minder selbst gewählten Gruppenbindungen nebst ihren sozialsymbolischen Äußerungsformen finden. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass die Wahrscheinlichkeit gewisser Clusterungen nicht unabhängig ist von objektiven Schichtmerkmalen wie der Art der beruflichen Tätigkeit, dem Bildungsgrad und den jeweiligen Einkommens- und Vermögensverhältnissen. Dennoch ist unbestreitbar, dass über alles gesehen die Bildungskraft traditionellen „Hineingeboreneins“ abnimmt. Das hat unmittelbare Folgen für die Bedeutung der Kategorien „räumliche Herkunft“ und „räumliche Nähe“. Was den zweiten Aspekt angeht, so spielt hier die Entwicklung technischer Kommunikationsmittel eine entscheidende Rolle. Die quantitative Durchsetzung der Mobiltelefonie und des Internetzugangs zu erträglichen Preisen hat das Verhältnis von Nähe und Ferne ganz entscheidend verändert, vielleicht bis hin zu einem Punkt, bei dem Face-to-face-Interaktion nur als eine unter verschiedenen natürlichen Optionen erscheint. Beide Interaktionsformen haben weitgehende Konsequenzen für unsere Vorstellungen von strukturaler und medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit, wenn denn die Gewöhnlichkeit einer Interaktionskonstellation ein Maßstab für ihre Natürlichkeit sein soll. Bis hierher scheint das Bild auf eine Vervielfältigung der Optionen zuzulaufen. Gleichzeitig aber hat diese Entwicklung deutlich restrukturierende Elemente.

### 2.2.2 Sprachliche Ambivalenz

Die durch Schriftlichkeit geforderte formale Gestalt von Äußerungen im Internet bedingt eine von den schriftsystematischen Erfahrungen unserer sprachlichen Gesellschaften geprägte Abstraktion, die Erfahrungen mit „spre-

chenden“ Medien, in Sonderheit dem Fernsehen, eine generelle Annäherung an standardsprachliche Formen des Sprechens. Allerdings hat gerade das die eigentümliche Folge, dass damit gleichzeitig das Sprechen in solchen Formen natürlicher wird und so Merkmale von Mündlichkeit in sich aufnimmt. Wie festgestellt, haben diese Elemente im Deutschen traditionell oft regiolektalen Charakter, und Sprachlagen, in denen sie gebraucht werden, werden daher gern unter Termini wie Umgangssprache oder auch Substandard aus dem standardsprachlichen Bereich ausgesondert. Man kann aber eine Reihe von Beobachtungen machen, die eine solche Beschreibung als zu einfach erscheinen lassen. So fand sich in einer Untersuchung der Variationsbreite von heutiger gesprochener Standardsprache, die am Institut für Deutsche Sprache durchgeführt wurde, eine Tendenz zu einem „Kompromiss“ in einer Reihe typisch sprechsprachlicher Erscheinungen, denen man früher regionalen Charakter beizugemessen gehabt hätte. Das betrifft zum Beispiel Reduktionserscheinungen bei schwach betonten Erscheinungen, die der Beibehaltung eines normalen Sprechtempos dienlich sind.

### 2.2.3 Typische Befunde

In Berend (2005) sind zwei solche Fälle exemplarisch dargestellt. Zum einen geht es um die Form des unbestimmten Artikels; hier sind regional zwei Wege der Verkürzung vorgesehen, wobei in der süd(öst)lichen Variante der Stammvokal erhalten bleibt.<sup>7</sup> Wenn man sich dazu ansieht, was sich dazu in den seinerzeit von Werner König erhobenen Gesprächsdaten,<sup>8</sup> die Standard-sprachlichkeit intendierten, findet, so kann man am Beispiel der Artikelform des Nominativs/Akkusativs Femininum *eine* sehen,<sup>9</sup> dass sich die ehemals nördliche Form mit Stammverlust (Typ: *ne*) als Form eines Alltagsstandards ausgebreitet hat, so dass sich die „Gegenform“ praktisch zu einer Art staatsbayrisch (ohne die fränkischen Teile) entwickelt hat. Das muss man wohl so lesen, in Sonderheit, wenn die Stadt München durchwegs diese Form wählt, wobei sich München ansonsten recht stark von der umgebenden Dialektlandschaft distanziert. Im Gegensatz dazu können die auffällig wenigen Instanzen, in denen eine strukturell der schriftsprachlichen Form entsprechende Variante gewählt wird, wohl als Hyperkorrektheiten interpretiert werden, für Orte, an denen die übliche Ausgleichsform historisch als regional gilt und daher vorsichtshalber so interpretiert wird. Das betrifft die nörd-

7 So etwa auch in Eichhoff (2000), s. Berend (2005, Anm. 13).

8 Das erklärt das Fehlen des Raums der DDR.

9 Die genaueren Daten findet man bei Berend (2005: 152/153).

lichen Fälle. Im südlichen Bereich befindet man sich offenbar im Wesentlichen in einer Zone, in der ein regionaler und ein überregionaler Typ interferieren – das dürfte die Fälle in dem Streifen zwischen Wittlich und Nördlingen betreffen. Schon dieser Befund legt es nahe, dass man diese Erscheinung nicht mehr angemessen interpretiert, wenn man in ihr die Dominanz eines regionalen Musters erblickt, daher sollte man im Licht auch der in der Zwischenzeit erhobenen Daten in der Interpretation weiter gehen, als das mit dem Konzept Regionalstandard angedeutet ist. Das betrifft dann logischerweise auch die Interpretation der doch deutlichen Andersartigkeit der südöstlichen Form, vgl. Karte 5.

Ein vergleichbares, vielleicht noch klareres Bild bietet ein zweites bei Berend (2005) dokumentiertes Beispiel, das der Abschwächung von *ist* zu *is*, die praktisch flächendeckend vollzogen ist, in bestimmten Bereichen des vor allem schwäbischen Südwestens findet sich dafür die koronalisierte Variante *isch*, die wenig Chancen auf weiträumigere Standardsprachakzeptanz hat.<sup>10</sup>

Nicht in allen Fällen ist der Ausgleich so weit vorgedrungen. So stehen sich etwa beim Fall von *nicht* die Formen *nich* und *net* in deutlicher Nord-Süd-Verteilung gegenüber, zudem ist im Süden regelmäßig daneben die nicht reduzierte Form *nicht* genannt. Hier wird offenbar eine Form genutzt, in der die konsonantischen Silbenränder aufrechterhalten werden.<sup>11</sup> In diesen Kontext mögen auch Fälle passen, wie wir sie oben bei der *-ig*-Aussprache schon angesprochen haben. Die Spirantisierung von auslautendem <g>, aber auch von <gt> tritt eindeutig im Süden nicht auf.<sup>12</sup> Hier scheinen wir auf der Ebene der Dinge angekommen zu sein, die nach wie vor als regionale Merkmale eines weiträumigen Substandard wahrgenommen werden.

---

10 Hier unterscheidet sich der Status des oberdeutschen Westens in der Hinsicht, dass viele der als südöstlich gekennzeichneten Merkmale deutlich einem österreichischen Standard entsprechen, also einen sprachlichen Raum repräsentieren, der im Hinblick auf die Standardgeltung nationaler Varianten zu einer Vielzahl von Zweifels- und Übergangsfällen führt, wie man etwa dem Variantenwörterbuch (Ammon et al. 2004; vgl. auch Eichinger 2005a, Liste 4) entnehmen kann, bei der gänzlich anderen soziolinguistischen Lage in der deutschsprachigen Schweiz spielt das im Südwesten keine Rolle. Das hier Angedeutete seriöser auszuführen, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.

11 Was übrigens auch zur Präferenz von *brauch* für *braucht* im Norden passt; wie auch die größere Bedeutung auslautender Reibelaute in dieser Großregion.

12 S. Berend (2005: 151 und 159).

### 2.2.4 Aktualisierung

Man muss zu diesen Daten noch sagen, dass sie den Stand der späten 1970er Jahre repräsentieren, allerdings den Stand in den damals erhobenen freien Gesprächen; die ebenfalls erhobene Vorlesesprache, deren Bestand die Datenbasis für König (1989) geliefert hat, ist insgesamt erheblich normgetreuer.

In einer neuen Erhebung, die das Projekt „Deutsch heute“ des IDS im Jahre 2007 durchgeführt hat,<sup>13</sup> zeigt sich, dass die in den vorhandenen Daten zum Teil nur ansatzweise erkennbaren Entwicklungen konsequent weitergegangen sind.<sup>14</sup> Wenn man sich im Anschluss an solch eine Feststellung fragt, in welche Richtung die Entwicklung konsequent weitergegangen sei, dann muss man sagen, als eine konsequente Gratwanderung zwischen Vereinheitlichung und Plurizentrität.<sup>15</sup>

Die neuen Daten zeigen daher auch ein Nebeneinander von weitaus durchgeführtem Ausgleich und von regional typischen Strukturen. Dabei kann der Ausgleich auch darin bestehen, dass einfach durchwegs der Variationsspielraum verbreitert bzw. möglicherweise seine immer schon vorhandene Breite zur Kenntnis genommen wird. So könnte man etwa den Befund zur Aussprache des prävokalischen <s> deuten, der dem über den gesamten Sprachraum gesehenen prekären Status von Stimmhaftigkeit in diesen Fällen Rechnung trägt.<sup>16</sup> Er wird in Karte 6 zur Aussprache des Anlauts des Wortes *Senche* in Vorleseausssprache dokumentiert.

Es sind offenbar die stimmlosen Varianten unterschiedlichen Fortisierungsgrades, die das System über das ganze Gebiet hin prägen; die jeweiligen Differenzen scheinen auf der anderen Seite kaum signifikant genug zu sein, um als regionales Shibboleth herhalten zu können. Man kann auch sagen, dass das relativ aufwendige phonetische Mittel der Stimmhaftigkeit zugunsten unauffälligerer Formen zurücktritt. Ähnliche Gründe könnte man vermuten bei der weitgehenden Einigung auf die Realisierung des intervokalischen <r> als Reibelaut und das entsprechende Zurücktreten des Flap-Lauts („Zungenspitzen-R“), das ja allgemein geradezu als ein altbairisches Relikt-Symbol gilt,

13 Zu Zuschnitt und Durchführung der Untersuchung vgl. Knöbl et al. (2007).

14 Das belegen auch die von Spiekermann (2007) für Südwestdeutschland gegebenen Daten; zu den von uns behandelten Beispielen vgl. insbesondere die Tabelle 2 und Diagramm 2 auf S. 130.

15 Zum praktischen Niederschlag dieses Konzepts, u. a. in Auseinandersetzung mit Ammon et al. (2004), s. Eichinger (2005a).

16 Diese und die folgenden Karten sind erste Arbeitskarten aus dem genannten Projekt. Ich danke den Projektmitarbeitern (d. h. den Verfassern von Knöbl et al. 2007) dafür, dass sie mir ihre Vorarbeiten für diesen Zweck zur Verfügung gestellt haben.

wegen dieser engräumigen regionalen Identifizierungsfunktion aber auch gemieden wird. Karte 7 zur Aussprache des Wortes *Sirup* belegt das überdeutlich. Und es scheint jedenfalls auch so, als sei die abweichende Form in diesem Fall stärker sozialpsychologisch lesbar als die oben markierte starke Stimmhaftigkeit des Nordens. So halten sich entsprechende Formen in intendiertem Standard in den auch sonst schon „auffällig“ gewordenen Räumen in Bayerisch Schwaben und in den ländlichen Gebieten des nordbairischen und ostfränkischen Raums.

Es waren das nun alles Beispiele, in denen die angedeutete Gratwanderung auf die Seite des Ausgleichs bzw. der zunehmenden einigermaßen freien Variation führt – wenn das Bild der Gratwanderung das noch hergibt. Aber wo bleibt die Plurizentrität oder Pluriarealität?<sup>17</sup> Schon im Lautlichen scheint sie da zu finden zu sein, wo sich die Sprache als ein Ort der kulturellen Erinnerung erweist.

So gibt es für die Aussprache des Anlauts in dem Wort *Chemie* (Karte 8), als velarer Verschlusslaut im Süden, als buchstabengetreuer alveolarer Frikativ im Norden und als koronalisierter Frikativ mit einem Schwerpunkt im mittleren Westen, mit einer Mischung der beiden letzten Typen im Gebiet der DDR. Die nördliche Grenze der Verschlusslaut-Realisierung liegt hier in Höhe des Flusses Main und entspricht damit genau jener Linie, die historisch lange Zeit kulturelle und politische Einflussräume trennte.<sup>18</sup>

Wie oben schon angedeutet, spielen diese Räume auch in spezifisch sprachlichen Strategien eine Rolle, sie akzentuieren auch in dieser Hinsicht Traditionen des Sprechens, die sich nun auch in neuer Weise zusammenfinden. Ein gut untersuchtes Beispiel dazu ist die Veränderung der Verteilung zwischen den Partikeln *eben* und *halt* (vgl. Karte 9). Die Verwendung der Partikel *halt*, die ursprünglich dem Süden zugehörig war (s. o. Karte 4) hat sich nun – neben *eben* – in der gesamten Bundesrepublik verbreitet. Das ist für Berlin konkret dokumentiert, und wird auch durch die Ergebnisse von Elspaß' Internetbefragung belegt.

So werden nun beide Partikeln im ganzen Sprachraum gebraucht, was zumindest die Option eröffnet, die in der Paradigmatik der beiden Formen angelegte pragmatische Differenz kommunikativ zu nutzen.

17 Zu den damit verbundenen Abgrenzungsfragen s. Ammon (2000) und Eichinger (2005a: 1 f.).

18 Genaueres zu diesen Grenzziehungen bei Durrell (1989: 89); vgl. Eichinger (2001: 66 ff.).

### 3. Folgen für den gesprochenen Standard

In gewisser, wenn auch unterschiedlicher Weise sprechen all die diskutierten Fälle davon, dass es Zeit ist, den Geltungsbereich des Wortes Standardsprache und von Fügungen wie die Norm der deutschen Standardsprache im Verhältnis zu den neuerdings dominanten Kommunikationsweisen neu zu bestimmen. Medien, in denen gesprochene Sprache der verschiedensten Art an das Ohr des durchschnittlichen Sprachbenutzers kommt, dessen Schriftlichkeit andererseits neben den Printmedien wesentlich von der Praxis des Internets geprägt ist, haben die Möglichkeit von Ausdrucksoptionen geöffnet, die man vorher so genau nicht kannte, sowie auf die situative und soziale Beschränktheit anderer Varianten und Sprachlagen aufmerksam gemacht. Vor allem für die normprägenden viel schreibenden, öffentlich redenden, mit eher hoher schulischer Bildung versehenen Teile der Bevölkerung gehört die Standardsprache als symbolisches Inventar zu einer wachsenden Menge von öffentlichen und halböffentlichen Situationen eines entsprechenden Alltags. Sie orientiert sich strukturell zweifellos an schriftnahen Formen, aber ansonsten nicht zuletzt auch an vorbildhaften Sprecherinnen und Sprechern in den Medien. Standard repräsentiert dann einen zunehmend weiter reichenden Stil des Alltags gebildeter Sprecher. Als ein Stil des Alltags nimmt er allerdings auch Merkmale an, die in den Traditionen des Sprechens liegen, aus denen das jeweilige Individuum stammt bzw. in das es sich einwählen will. In diesem Kontext spielen im Deutschen Regionalität, Polyarealität, Polyzentrität, Plurinationalität eine je nach Region (und Merkmalstyp) unterschiedliche und generell sinkende Rolle. Vielleicht ist es gar nicht so neu, dass die Standardnorm den präferierten Stil entsprechend qualifizierter Personengruppen und ihrer Medien darstellt, neu ist allerdings die objektive Verbreiterung der an dieser Diskussion um die Angemessenheit von Stilen beteiligten Gruppen und gesellschaftlichen Milieus und neu sind die medialen Bedingungen wie die präferierten Weisen der Kommunikation.<sup>19</sup> Wenn die Norm eines gesprochenen Standarddeutsch – auch als ideale Norm – auf die sprachliche Praxis anwendbar sein soll, muss man bei ihrer Formulierung an drei Dinge denken: Zum einen vergrößert sich die Menge der Lebenswelten, die ihren (gehobenen) Alltag in der standardsprachlichen Interaktion abgebildet wissen wollen. Zum anderen speist sich daher die Bandbreite eines standardsprachlichen Kompromisses aus verschiedenen Traditionen des Sprechens. Zum dritten und zum Troste: In ganz vielen Fällen und Hinsichten ist die Frage des Stan-

---

19 Dazu kommt auch noch, dass eine fachliche Diversifikation auch jenes bildungsbürgerliche Wissen, das den sachlichen Boden traditioneller Standardvorstellungen bildet, als einen Rahmen für das standardsprachliche Handeln unter anderen setzt.

dards unstrittig, die individuelle Einsicht in die Grenzen dieser sprachlichen Welt ist allerdings dadurch gesetzt, welche Stile oder Stilausschnitte dem sprechenden Individuum außerdem noch zur Verfügung stehen – und auch das ist nicht unabhängig von der pluriarealen Struktur des Deutschen.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (2000) ‚Sprache‘ – ‚Nation‘ und die Plurinationalität des Deutschen. In: Gardt, Andreas (Hrsg.) *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: de Gruyter, 509–524.
- Ammon, Ulrich et al. (2004) *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Berend, Nina (2005) Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.), 143–170.
- Besch, Werner (2001) Territoriale Differenzierung. In: Fleischer, Wolfgang/Helbig, Gerhard/Lerchner, Gotthard (Hrsg.) *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache*. Frankfurt am Main, 383–423.
- Duden – Die Grammatik (2005) hrsg. v. der Dudenredaktion. 7., völlig neu erarb. und erw. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Durrell, Martin (1989) Die „Mainlinie“ als sprachliche Grenze. In: Puschke, Wolfgang/Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hrsg.) *Dialektgeographie und Dialektologie*. Marburg: Elwert, 89–109.
- Duplâtre, Olivier (1986) „Eben“: *Signifié et Fonctions*. Hildesheim: Olms.
- Eichhoff, Jürgen (1977/1978/1993/2000) *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Band 1–2. Bern und München: Francke, Band 3 und 4. München usw.: Saur.
- Eichinger, Ludwig M. (2001) Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. Konturen eines süddeutschen Gebrauchsstandards. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hrsg.) *Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern*. Budapest/Pécs: Dialóg Campus, 61–94.
- Eichinger, Ludwig M. (2005a) Deutsch in Österreich, in: *German as a foreign language (GFL)* 1/2005, 1–23 ([www.gfl-journal.de](http://www.gfl-journal.de)).
- Eichinger, Ludwig M. (2005b) Norm und Variation. Zur realen Existenz nationaler Varietäten, in: Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) *Varietäten – Theorie und Empirie* (= VarioLingua 23) Frankfurt am Main usw.: Lang, 141–162.
- Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (2005) *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* (= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2004), Berlin/New York: de Gruyter.



- Elspaß, Stephan (2003 ff.) *Atlas zur deutschen Alltagssprache*. Augsburg: Universität: [www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/](http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/)
- Elspaß, Stephan (2007) Variation and Change in Colloquial (Standard) German – The *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)* Project. In: Fandrych, Christian/Salverda, Reinier (Hrsg.) *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen* (= Studien zur deutschen Sprache, 41). Tübingen. 201–216.
- Knöbl, Ralf/Kleiner, Stefan/Brinckmann, Caren/Berend, Nina (2007) German Today – An extensive speech data collection in the German speaking area of Europe. In: *Proceedings of the 4th Corpus Linguistics conference, Birmingham*. [http://corpus.bham.ac.uk/corplingproceedings07/paper/136\\_Paper.pdf](http://corpus.bham.ac.uk/corplingproceedings07/paper/136_Paper.pdf)
- König, Werner (1989) *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bde. Ismaning: Max Hueber Verlag.
- Kretschmer, Paul (1918) *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Leirbukt, Oddleif (1997) *Untersuchungen zum bekommen-Passiv im heutigen Deutsch* (= Reihe Germanistische Linguistik 177). Tübingen: Niemeyer.
- Pottelberge, Jeroen van (2004) *Der am-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklungen in den kontinentalgermanischen Sprachen*. (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 478). Tübingen: Narr.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1979) Bairisch *eb-halt-fei*. In: Weydt, Harald (Hrsg.) *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin/New York: de Gruyter. 307–317.
- Spiekermann, Helmut (2005) Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.), 100–125.
- Spiekermann, Helmut (2007) Standardsprache im DaF-Unterricht: Normstandard – nationale Standardvarietäten – regionale Standardvarietäten, in: *Linguistik-online* 32, 3/2007, 119–137 ([www.linguistik-online.de/32\\_07/spiekermann.html](http://www.linguistik-online.de/32_07/spiekermann.html)).
- Stückel, Gerhard (Hrsg.) (1997) *Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen* (= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 1996) Berlin/New York: de Gruyter.
- Wiesinger, Peter (2000) ‚Nation‘ und ‚Sprache‘ in Österreich. In: Gardt, Andreas (Hrsg.) *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: de Gruyter. 525–562.